

ROBERT MISIK

# DIE NEUE (AB)NOR- MALITÄT

UNSER VERRÜCKTES LEBEN IN DER  
PANDEMISCHEN GESELLSCHAFT

PICUS



ROBERT MISIK

# DIE NEUE (AB)NORMALITÄT

UNSER VERRÜCKTES LEBEN  
IN DER PANDEMISCHEN  
GESELLSCHAFT

PICUS VERLAG WIEN



# INHALT

ABSCHNITT 1	
DAS JAHR DER ANSTECKUNG.....	9
ABSCHNITT 2	
EPIDEMIE UND GESELLSCHAFT .....	29
ABSCHNITT 3	
IN PANDEMISCHER GESELLSCHAFT .....	60
ABSCHNITT 4	
KOSTE ES, WAS ES WOLLE .....	127
SCHLUSS	
LASST DIE PARTY BEGINNEN .....	145
VERWENDETE LITERATUR .....	155



# ABSCHNITT 1

## DAS JAHR DER ANSTECKUNG

In Charles Baudelaires »Les Fleurs du mal« gibt es das Gedicht »À une passante« (»Auf eine Vorübergehende«). Tobender Straßenlärm, städtische Menge. Die Erzählerposition hat ein Mann der Menge inne, die Ich-Figur, an ihm geht eine Passantin vorbei, Blicke, die einander treffen, kurz, wie ein Blitz. »Werd ich in Ewigkeit dich erst wiedersehen? / (...) Ich weiß nicht, wohin du gehst, du nicht, wohin ich / Dich hätte ich geliebt und du hast es gewusst.« Für Walter Benjamin war Baudelaire der erste große Dichter des großstädtischen Lebens, einer neuartigen Existenzform, die sich durch Eigenarten auszeichnet wie: Lautstärke, Lebendigkeit, ein Feuerwerk der Eindrücke und flüchtiger Wahrnehmungen, Blicke, Sehen, Gesehenwerden, anonyme Begegnungen, Überreizung der Sinne.

Für einen Augenblick erregt die Vorübergehende die Aufmerksamkeit, doch man weiß, man wird einander nicht wiedersehen. Wir kennen

das. Womöglich spielen wir in Gedanken die Möglichkeiten durch. Womöglich hätte sie die Liebe erwidert. Modernes Leben, das sind Begegnungen, Kennenlernen und vergebene Möglichkeiten, Fantastereien über andere. Ein paar Sätze, die man mit Unbekannten wechselt. Die Leute, die man vom Sehen, jene, die man vom Wegsehen kennt. Zugleich alleine und doch in Gesellschaft sein. Geräusche, Maschinengetöse manchmal, das Gerumple der Tramways, Gehupe der Autos, schnurrende Motoren, das Quiet-schen, wenn einer zu schnell um die Ecke fährt, der Geruch aus der Bäckerei, Gewurl der Leiber, die Menschentrauben vor den Lokalen, die Raucher in den Hauseingängen. Hunderttausende, die zu Freunden werden könnten, aber Unbekannte bleiben, weil wir an ihnen vorübereilen. So lebten wir.

Im Jahr der Ansteckung war dieses städtische Leben zeitweise völlig stillgelegt und auch ansonsten schmerzhaft ausgedünnt. Als hätte jemand die Pausetaste gedrückt.



## ANSTECKUNG

Es begann mit Meldungen von weit her, steigerte sich zu einem unbekanntem Bedrohungsgefühl, und dann der harte Lockdown. Isoliert, daheim, eingesperrt. Die einen in plötzlicher Einsamkeit, die anderen in Angst um den Arbeitsplatz, wieder andere überfordert in Distance Learning und überfordert davon, alles unter einen Hut zu bringen. Andere wiederum wunderten sich, dass die Entschleunigung sich wie Urlaub anfühlte. Aber das war damals noch krass neu und irgendwie auch spannend und außerdem war Frühling. Dann lange Phasen von Lockerungen und scheinbarer Semi-Normalität, ohne dass das Abnormale ganz weggegangen wäre. Immer mehr Unklarheit, was jetzt eigentlich noch »normal« heißen soll. Ein Auf und Ab: Gesellschaft, die sich ihres neuen Solidaritätsgefühls versichert und sich tapfer »Wir schaffen das« sagt, dann wieder Gesellschaft, die es zerreißt, in Disziplinierte und Covidioten, in Blockwarte und Lsige, in alle, die irgendwie sympathisch blieben und in die verschiedenen Formen des Unsympathischen, in die aneinander Interessierten und die Egoisten. Und dann wieder harter Lockdown, da

war nichts mehr krass neu und wenig spannend, sondern nur mehr genug – dieses »Es ist dann jetzt genug«-Gefühl –, und kalt war es sowieso und man hockte daheim auf dem Sofa und dachte sich, vielleicht hätte ich im Sommer doch ein paar mehr Leute treffen sollen. Vielleicht doch einmal Party, vielleicht doch einmal Ausgelassenheit. Und dann die Hoffnung, dass das zwar noch nicht bald vorüber ist, aber ein Ablaufdatum hat. Aber ja, jetzt wird geimpft, bald wird geimpft, das Spritzerl hängt am Weihnachtsbaum, danach fängt es mit den Vulnerablen an und dem Krankenhauspersonal, dann Schritt für Schritt der Rest, im Sommer oder spätestens nächsten Winter haben wir es dann überstanden, wer weiß. Dann wird endlich getanzt und gefeiert und nachgeholt, was versäumt wurde, als gäbe es kein Morgen! Immerhin, Hoffnung. Bis dahin: warten. Zeit absitzen, wie die Sträflinge. Wir haben gelernt, unsere Zeit abzusitzen in diesem Jahr. Dem Jahr in der neuen Ab-Normalität, unserem verrückten Leben in der pandemischen Gesellschaft.

Gehen die Inzidenzen nach unten, Inzidenzen, auch so ein Wort, das wir gelernt haben in diesem Jahr, gehen sie also nach unten, die Inzidenzen,

dann können wir vielleicht die Abnormität vergessen für einige Augenblicke, Tage, Wochen, gehen sie nach oben, werden unsere Viertel, Städte, Bezirke, Kleinstädte zu roten Zonen und Seuchengebieten, dann ist das Risiko unsichtbar, aber jeder und jede ein potenzielle Gefahr. Der andere, die andere, sie sind plötzlich mit einem Verdacht umgeben. Schließlich könnte doch jeder eine tödliche Gefahr sein. Hustet einer hinter uns in der Trafik, dann sehen wir uns schon mit Beatmungsschlauch im Intensivbett liegen. »Das weckt Ansteckungs- und Berührungängste, die unmittelbar auf soziale Beziehungen zurückwirken«, sagt die Kulturhistorikerin Ute Frevert, eine Expertin für das Emotionale und die Gefühle im Sozialen. »Wir werden misstrauischer, gehen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich auf Abstand (...) Der Fremde ist der Gefährder.« Gefragt, ob das nur kühle Beobachtung oder auch Selbstbeobachtung sei: »Aber ja, das Misstrauen gegenüber Menschen, die ich nicht kenne, ist momentan größer.«

Nichts bringt die Verrücktheit dieser Zeit mehr auf den Punkt als der Begriff der »Risiko-Begegnung«. Die Begegnung, also die soziale Interaktion schlechthin, das Soziale selbst wird

mit dem Begriff des Risikos verbunden, um nicht zu sagen: infiziert.

Ansteckung – Englisch: »con-tagion« – und Berührung – »to touch« – haben in vielen Sprachen den gleichen Wortstamm.

Wir erleben einen Kontrollverlust, und das ist für die meisten von uns völlig ungewohnt. Wenn wir das Haus verlassen, spüren wir, dass wir keine Kontrolle über die Gefahr haben, der wir uns aussetzen. Wir bewegen uns vorsichtig, vorausschauend. Fast wie Diebe schleichen wir herum. Stets rechnen wir mit der Gefahr, die die unangenehme Eigenschaft hat, völlig unsichtbar zu sein. Wir haben keine Kontrolle über unsere Gesundheitsrisiken, wir haben noch weniger Kontrolle über unsere künftigen Einkommen. Wir haben noch nicht einmal eine Kontrolle darüber, ob wir künftig unseren Beruf ausüben dürfen. Wir haben eigentlich keine wirkliche Kontrolle darüber, ob und wann und zu welchem Zwecke wir das Haus überhaupt verlassen dürfen. Im Hausarrest individualisiert, haben wir zugleich jede Autonomie eingebüßt.

Wenn alle miteinander verbunden sind, ist die Autonomie eine Chimäre, das spüren wir plötzlich noch mehr als sonst. In komplexen Gesell-

schaften sind wir immer alle verbunden, aber noch mehr spüren wir diese Verbindung, wenn es Ansteckungsketten sind, die uns aneinanderbinden. In Zeiten der Ansteckung werden wir noch mehr zu einem Organismus, als wir das ohnehin immer sind. Wir halten uns voneinander fern und versuchen doch solidarisch zu sein. Irgendwie: zusammenhalten, indem wir einander aus dem Weg gehen. »Social Distancing«, dieses eigentümliche Wort der Stunde, ein Oxymoron eigentlich, ist auf dumme Weise falsch. Wir halten »physische Distanz« und versuchen, so gut das geht, sozial zu kuscheln. »Es ist ein seltsames Gefühl des Kontrollverlustes, das ich nicht gewohnt bin, aber ich wehre mich auch nicht dagegen«, schreibt der italienische Autor Paolo Giordano.

Ein spannendes Gesellschaftsexperiment, das nur den Nachteil hat, dass wir in diesem Versuch die Beobachter und zugleich die Laborratten sind.

## WIRKLICH UNWIRKLICH

»Dieses kleine Zurückzucken vor jedem anderen: Man kann ja nicht wissen. (...) Minuten-

lang kein Motorengeräusch, keine Schritte, keine Stimmen (...) Unsere traurige, zähe, normalisierte Katastrophe widerspricht dem vertrauten Bild vom Apokalyptischen. Es ist nicht die Pest und nicht Ebola; es liegen nicht die Toten auf der Straße«, so der Schriftsteller Thomas Stangl über die Wirklichkeit und Unwirklichkeit dieses Desasters, das ohne klaren Beginn und ohne bisher erkennbares Ablaufdatum ist und sich schleichend wie Normalität anfühlt. »Die Gegenwart ist immer der Normalzustand; Vergleiche mit dem Davor werden von einem bestimmten Zeitpunkt an müßig und lächerlich.« Wie wir heute leben, das ist abnormal, aber für's Erste einmal normal.

## MASKIERT

Die anderen sind nicht nur mit einem Verdacht umgeben, sondern seltsam anonyme Gestalten, in der U-Bahn, im Supermarkt, im Zug, wo immer man Leuten begegnet, man begegnet keinen Gesichtern, sondern allenfalls noch Augen. Die Fremden sind fremder, wenn sie Mund-Nasen-Schutz tragen. Neutrums, die wir gar nicht mehr

wahrnehmen, oder sie sind eine Art Fragezeichen, bei denen wir uns auf Basis weniger Merkmale und Gesichtsausschnitte eine Geschichte dazu denken müssen. Masken entziehen den Blicken die wichtigste Kontaktfläche: das Gesicht des Gegenübers.

Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich Menschen anstarre.

Es ist auch eine der Eigenarten dieser Zeit, dass das Tragen der Maske zu einem Politikum geworden ist. Wer die Krankheit ernst nimmt, trägt Maske. Wer sie für »ein kleines Grippler« hält, trägt keine. An manchen Orten der Welt ist die Maske schon beinahe so etwas wie ein Parteiabzeichen. In New York trägt praktisch jeder Maske, denn wer sie nicht trägt, der hätte sich, jedenfalls bis zum Präsidentenwechsel, als Anhänger von Donald Trump zu erkennen gegeben. Die Maske, so tönten die, die Corona für eine Verschwörung hielten, würde uns unserer Individualität berauben, nicht nur unterwerfe sich aus ihrer Sicht der Maskenträger den Befehlen der Obrigkeit, er lösche auch sein Gesicht aus. Er uniformiere sich gleichsam als einer, der sich der herrschenden Macht unterworfen habe. Es ist keine unwitzige Pointe dieser Geschichte, dass

im Lateinischen *persona* zugleich Maske bedeutete. Auch die antiken Griechen hatten dasselbe Wort für Maske und für Gesicht (*prósôpon*). Im griechischen Theater war die Maske das Merkmal des dargestellten Charakters, und wenn wir genauer darüber nachdenken, beschleicht uns der Gedanke, dass das mehr sein könnte als eine amüsante linguistische Pointe für Altertumswissenschaftler. Wir alle spielen auch heute Rollen in der Öffentlichkeit, und sei es nur in der alltäglichen Öffentlichkeit unserer engeren Kreise, und diese Rollen sind maskierten Charakteren nicht unähnlich. *Persona* ist eben gerade, auch heute, nie die unverstellte Individualität, sondern die Rolle, die oberflächlich gegenüber der Außenwelt eingenommen wird. Die dargestellte Individualität ist insofern gerade eine Maske. Viele von uns tragen Masken, damit sie unbehelligt durchs Leben kommen, damit man sie mag, akzeptiert und liebt. Womöglich kommt der Hass auf die Maske gerade daher, dass wir schon länger alle eine Entfremdung verspüren, eine Entfremdung von unserem Ich durch die metaphorischen Masken, die wir in der normalen Normalität tragen. In der neuen Normalität oder der neuen Abnormalität verunmöglichen



die FFP1, FFP2 oder andere Masken gerade dieses Rollenspiel, das wir uns angewöhnt haben. Die Rolle, die wir einnehmen, verlangt nach Blicken, Gesten, die Zitate sind, Mimik, die von anderen deutbar ist, nach Interaktionen, kurzum: nach den Künstlichkeiten, die zu unserer zweiten Natur geworden sind. In unserem alltäglichen Rollenspiel sind wir plötzlich behindert. Wir wollen individuell und eigen sein, dafür haben wir uns unsere angewachsenen Masken zurechtgelegt, aber hinter der medizinischen Maske sind wir alle irgendwie gleich.

Die anderen sind mit einem Verdacht umgeben und wir nähern uns ihnen nur mit Vorsicht, das aber nicht nur aus medizinischen Gründen. Nach den ersten Monaten der Pandemie, als der erste Schreck überwunden und die erste Welle überstanden war, schieden sich die Geister. Die einen hatten genug von alledem und waren versucht, sich durch Verleugnung aggressiv das Thema vom Leib zu halten, andere hatten Angst zu sterben. Und das waren nur die beiden Pole, dazwischen gab es alle Graustufen, die dennoch ausreichten, Freundeskreise zu zerreißen. Man führte plötzlich Gespräche im Vermeidungsmodus und Vorsichts-Alert. Wenn jemand die

Corona-Regeln ansprach, stand er im Verdacht, einer dieser durchgeknallten Verschwörungslügner zu sein, und man beobachtete sich dabei, dass man extra behutsam sprach, um die Sache – etwaig – nicht eskalieren zu lassen. Ich stellte an mir fest, dass ich, bevor ich ein Gespräch über Meinungen zum Thema begann, abtastete, was das Gegenüber denn meinen könnte, um gegebenenfalls rechtzeitig das Thema zu wechseln. Dass jeder abdriften kann, ist die ernüchternde Erfahrung dieser Monate. Der Verdacht gegenüber dem anderen ist eine Erscheinungsform der sozialen Distanzierung, des Zerreißen der Kette des Seins während der Pandemie.

## WIR MUSSTEN ALLE IN QUARANTÄNE

*A. war positiv, wir mussten alle in Quarantäne, man gewöhnt sich an alles und jünger werden wir auch nicht.* Heinz A., Pensionist.

*Die Versorgung funktioniert, ich geh jeden Tag eine Stunde spazieren, sonst hat sich für uns Pensionisten nicht viel verändert, außer dass wir mehr zu Hause sind, und wir suchen das Positive da-*

*ran, etwa, dass die Entschleunigung schon lange nötig war. Ich bin auch zuversichtlich, dass nach der Krise eine schöne Zeit kommen wird, weil die Menschen mehr auf das Wesentliche achten werden.* Erich S., Pensionist

*Wir können unsere Enkelkinder nur über Video sehen, nicht mit ihnen spielen und sie in die Arme nehmen. Sonst besuchten sie uns jede Woche. Uns geht es sonst gut, ich helfe dem Sohn beim Terrasseanlegen. Das Gasthaus hat geschlossen und im Feuerwehrhaus dürfen wir die Freunde auch nicht treffen. Aber wir werden es überstehen und sind froh, gesund zu sein.* Karl K., Tischler.

## STILLE

Wenn die Normalität dem Abnormalen weicht, wird auch sichtbar, was sonst nicht auffällt und wir sehen unsere Welt mit anderen Augen. Was wir in diesem Jahr erlebt haben, wird uns für immer begleiten. Mindestens als Erfahrung. Es ist im Wortsinn »Ereignis«, also etwas, das unsere Erfahrungswelt in ein Davor und ein Danach trennt.

Der 2. November 2020 war ein ausnehmend warmer Herbsttag. Es hatte knapp zwanzig Grad.

Tausende strömten noch einmal in die Gastgärten in der Wiener Innenstadt. Ich spazierte durch die Altstadt, grüßte einige bekannte Gesichter, sogar Richard Lugner lief mir über den Weg, der Clown und Baumeister. Dann setzte ich mich zu Freunden, die vor einer Bar an Klappstühlen feierten, und trank zwei Glas Rotwein. Es waren die letzten Stunden vor dem neuerlichen Lockdown, ein letztes Mal konnte man mit Leuten sprechen, denen man zufällig begegnete, oder sich mit Freunden in einem Lokal verabreden. Es hatte etwas Ausgelassenes. Ja, auch etwas Verrücktes. »Es ist wie eine Art ›Letzter Walzer‹, bevor das Schiff untergeht«, schrieb ich einer Freundin per SMS. Aus Gründen, die ich selbst nicht recht verstehe, beschloss ich knapp vor acht Uhr, nach Hause zu fahren. Nur wenige Minuten nachdem ich von meinem Stuhl aufgestanden war, startete fünfzig Meter weiter ein Dschihadist mit Kalaschnikow-Nachbau und Handfeuerwaffe seinen Terroranschlag, tötete Feierende vor Lokalen, erschoss eine junge Kellnerin. Die Stadt war in Panik, der letzte Tanz wurde zum Albtraum, die Feiernden verbrachten den Abend zusammengekauert in Kellern und Hinterhöfen, bis die Polizei Entwarnung geben konnte. Als ich am darauffol-

genden Abend durch die Stadt spazierte, hatte sie den Anschein eines Katastrophengebiets seltsamer Art. Alles war noch da, aber kein Mensch zu sehen. Der doppelte Schlag aus Lockdown und Terrorschock hatten über Nacht alles verfremdet. Man konnte kilometerweit gehen, ohne einem Menschen zu begegnen. Alle zehn Minuten kroch leise ein Auto an mir vorbei. Einmal kam mir eine Straßenbahn entgegen. Sie war ohne Passagiere unterwegs. Man denkt dabei an Bertolt Brechts Konzept vom Verfremdungseffekt, der Aufmerksamkeit und Bewusstsein lenkt, indem er verstört, ein machtvoller künstlerischer Effekt.

Ich erinnerte mich daran, wie ich vor zehn Jahren in New York war, als Hurricane »Sandy« über den Süzipfel von Manhattan fegte und am nächsten Morgen über dieser Stadt eine verstörende Stille lag. Damals habe ich in meine »New York Diaries« geschrieben:

Die Ruhe vor dem Sturm ist nichts gegen die Ruhe nach dem Sturm. Es ist ein bizarres Bild, das Downtown Manhattan am Dienstagmorgen bietet: Alles, was südlich der 34. Straße liegt, Chelsea, Greenwich Village, das Bobo-Viertel Tribeca und der Finanzdistrikt ganz im Süden

ist eine eigentümliche Katastrophenzone. Man kommt praktisch nur zu Fuß voran, überall flattern die gelben Bänder herum, wie man sie aus den Krimis kennt: »Crime Zone«. Keine Durchfahrt. Kein Strom, das Funktelefonnetz ist ohnehin down. Es hängt eine seltsame Stille über der Szenerie, die diese Stadt sonst nicht kennt. Weg ist der ewige Lärm der Klimaanlage, die normalerweise in den New Yorker Himmel röhren. Höchstens brummt irgendwo einmal ein Notstromaggregat, hin und wieder fährt ein Polizei- oder Feuerwehrauto mit eingeschalteter Sirene durch die Stille.

Auf der 5<sup>th</sup> Avenue, einer der teuersten Einkaufsstraßen der Welt, liegen Holzlatten und Eisenstreben zu einem pittoresken Riesemikado aufgetürmt. Schwer zu sagen, was das einmal war, bevor hier Hurricane »Sandy« durchwehte und die Flutwelle vom Meer her hochdrückte. Wohl am ehesten ein Baugerüst. (...) In den U-Bahn-Stationen steht immer noch das Wasser, in den Autotunnels, die Manhattan mit den anderen Stadtteilen verbinden, steht es bis knapp unter die Decke. In dem Moment ist es schwer vorstellbar, dass hier demnächst wieder so etwas wie Normalbetrieb einzieht.

Aber über der gesamten Szenerie hängt eine Atmosphäre lässiger Gemütlichkeit. Die Leute schlendern gelassen durch ihre Viertel und begutachten, was »Sandy« angerichtet hat. Eilig hat es heute keiner. Fast ist es so, als hätte der Hurricane die Leute dazu gezwungen, es einmal einfach ruhig anzugehen.

Nur ganz im Süden, am Battery Park, wo Hudson und East River aufeinandertreffen und die Stadt den Gezeiten ausgesetzt ist, peitschen die Wogen noch immer an den Pier. Hin und wieder schwappt eine Welle an Land. Vor ein paar Stunden stand hier alles noch vier Meter unter Wasser.

Manhattan ist in diesem Moment zweitgeteilt. Unterhalb der 34. Straße ist Ausnahmezustand. Notstand. Das Leben steht still. Oberhalb der 34. Straße ist fast alles einigermaßen normal. Wer die Nacht nördlich dieser Linie verbrachte, war auf der sicheren Seite. Wer sie südlich der Linie verbrachte, war in einer anderen Welt. Es ist irgendwie fast so, wie wenn in Bangladesch Katastrophe ist und wir in Wien vor dem Fernseher sitzen. Dann wissen wir, irgendwo geht es Leuten gerade sehr übel, aber wir sind weit weg, haben damit nichts zu tun. So ähnlich war das in

dieser Nacht auch in New York, bloß dass Normalzone und Katastrophenzzone nur durch drei, vier Wohnblocks getrennt waren. Es war ein beeindruckendes Schauspiel, die Windböen über den Wolkenkratzern. Der Sturm tanzte über der Stadt und trat ihr gelegentlich auf die Finger.

Auch die Katastrophe hat ihre Romantik und das Desaster ist für aufmerksame Beobachter Material. Sie zeigt eine Wirklichkeit, die wir normalerweise übersehen. Sie verändert auch die Wirklichkeit, und wir sehen genauer hin. Heroismus des Sehens, um Susan Sontag zu paraphrasieren, die den Heroismus des fotografischen Sehens »in der Fähigkeit zu Entdeckung von Schönheit ... in dem, was jedermann sieht« verspürte.

»Stadt steht still«, schreibt Florian Illies in der *Zeit* über Berlin, die Stadt sei um ihre Existenzgrundlage gebracht, nämlich um ihre »Besessenheit für das Jetzt«, um die Hektik, um die Eile. Die Partyzone hat jetzt große Pause, stattdessen »schieben sich im Schneckentempo die gelben und braunen Lieferwagen der Paketdienste durch die Straßen und beliefern jedes Haus mit kühnen Kartonbergen, als sei täglich Weihnach-



ten«. Das Einzige, was hier jetzt noch zack, zack geht »ist der Rachenabstrich«.

Epidemien, Pandemien, Seuchen sind, wie Laura Spinney in ihrer großen Untersuchung über die Spanische Grippe schreibt, »im gleichen Maße ein soziales Phänomen wie ein biologisches Phänomen«.

Wie wir eine Pandemie überhaupt wahrnehmen, hängt von gesellschaftlichen Umständen ab. Sie hat gesellschaftliche Auswirkungen, so wie sie biologische Auswirkungen hat. Und Pandemien können Gesellschaften nachhaltig verändern. Und die, die Elementarereignisse durchmachen, bleiben nicht unverändert. Deswegen müssen wir über unser Jahr in der Niemandsbucht dringend nachdenken. Aufschreiben, was da mit uns geschieht. »Jedes Zeitalter bekommt neue Augen«, schrieb Heinrich Heine. Der Sozialcharakter des Nerds, der bisher als eigen und seltsam galt, war plötzlich Normalität. Man hängt den ganzen Tag vor dem Computer und redet manchmal den ganzen Tag mit niemandem. Am tiefsten wird das die »Generation Corona« prägen: Jugendliche, die für ein Jahr um alles gebracht wurden, was zu Jugend dazugehört – ausgehen, Freunde treffen, unvernünftig sein, Menschen kennen-

lernen, die die Kreise des bisherigen Umfelds erweitern. Distance Learning, das heißt nicht nur auf Distanz lernen, sondern auch die Distanz lernen. Während Erwachsene oft einfach ihr Leben weiter leben können, wollten sie gerade in eines starten und haben nun nichts, worauf sie hinarbeiten können.

Kinder, die jetzt aufwachsen und so klein sind, dass sie sich an eine Normalität nicht mehr erinnern können, sondern längst geprägt sind von einem Jahr Angst, Unsicherheitsgefühl, Ausnahmezustand, Isolation und Gereiztheit der Eltern. »Was macht mit uns, unserer Psyche, unserer mentalen Gesundheit, ein Zustand der permanenten Angespanntheit«, schreibt Elif Shafak. »Die Welt, die wir augenblicklich beleben, ist eine, die unseren Sinn der Verwundbarkeit verschärft.« Man schaltet die Nachrichten ein und hat das Gefühl: »Es ist zu viel, um damit klarzukommen.«